

Das Sinfonieorchester Basel : doch nicht so fremd

Autor(en): **Schuler, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2017)**

Heft 1: **Instrumentalmusik : über Musiker und Orchester in Basel**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-842654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Doch nicht so fremd

Die folgende Geschichte handelt von ersten Geigen, berühmten Musikern und einflussreichen Kapellmeistern. Die Hauptprotagonistin: das Sinfonieorchester Basel. Doch es ist mehr als die Geschichte eines der ältesten Orchester der Schweiz. Es ist auch ein Bericht über das Eintauchen in eine vermeintlich fremde Welt.

11. November 2016: Redaktionssitzung des Akzent Magazins. Um 12.00 Uhr kenne ich das Thema meines Artikels: das Sinfonieorchester Basel. Im Kopf kreist die übliche Frage: Wie soll ich das Ganze am besten angehen? Eines jedoch ist mir zu diesem Zeitpunkt bereits klar: Wer über das Sinfonieorchester Basel schreibt, der sollte es auf jeden Fall gehört haben. Live.

So stand am Anfang dieses Textes das Vorhaben, den Gegenstand des Schreibens aus nächster Nähe zu betrachten. Oder besser: zu belauschen. Ich wollte das Sinfonieorchester Basel erleben – unbedingt. Dass ich dabei auch etwas über mich selbst erfahren würde, konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen. Doch dazu später mehr. Jetzt soll zunächst einmal das Orchester selbst im Zentrum stehen. Das Orchester und seine Geschichte.

Sie beginnt im Jahr 1708. Damals gründeten einige musikbegeisterte Basler Bürger das Collegium Musicum, ein Ensemble aus rund zwanzig Musikern – zum grössten Teil Laien. Die wenigen Berufsmusiker wurden mit Brot und Wein bezahlt. Eine bescheidene Truppe also. Und doch sehr bedeutsam. Mit ihr beginnt die Basler Orchestertradition. Eine Tradition, die letztlich ein Sinfonieorchester hervorgebracht hat, das sich sehen lassen kann.

Dass es soweit kam, ist unter anderem einigen Musikliebhabern zu verdanken, die Mitte des 18. Jahrhunderts das alles in allem doch eher spärlich ausgestattete Collegium übernahmen und voller Tatendrang und mit dem nötigen Kleingeld damit begannen, es aufzurüsten: neue Instrumente, neue Noten, neue Mitglieder. So wurde aus einer kleinen Gruppe schliesslich ein stattliches Orchester, bestehend aus rund vierzig Musikern – ein Drittel davon bezahlt. Und auch das Publikum wuchs mit: Rund vierhundert Besucherinnen und Besucher drängten sich jeweils an die Konzerte, die in einem Raum an der Augustinergasse stattfanden. Allerdings kam man längst nicht aus reinem Interesse an der Musik. Neben dem Hören ging es nämlich vor allem auch um das Sehen.

Genauer: um das Gesehenwerden. Schliesslich war ein Konzertbesuch immer auch ein Statement. Hier war, wer dazugehörte.

Die weitere Entwicklung des Orchesters erscheint in der Rückschau geradezu rasant. Sie ist geprägt von einer zunehmenden Professionalisierung sowie der wachsenden Bedeutung Basels in der Musikwelt. Und sie ist geprägt von zwei Figuren, die nicht nur im übertragenen Sinn die erste Geige spielten: Johannes Tollmann und Ernst Reiter.

Der Geiger Johannes Tollmann, der unter Musikkennern vor allem durch sein Engagement im berühmten Mannheimer Hoforchester wohlbekannt war, kam 1805 als neuer Orchesterleiter des Collegiums nach Basel. Damit veränderte sich einiges. Zunächst nämlich führte Tollmann regelmässige Proben ein – etwas, das man bis anhin nicht gekannt hatte. Und dann zog er durch seine Verbindungen in der Musikszene auch immer öfter bekannte Virtuosen in die Stadt. Dadurch wuchs die Bedeutung des Orchesters. Für zusätzlichen Schwung sorgte schliesslich der Bau des Casinos am Steinenberg im Jahr 1826 – man erhielt damit einen Spielort, der die Anforderungen besser erfüllte als die bisher genutzten Räume an der Augustinergasse. Das Collegium Musicum, das sich nun Concertgesellschaft nannte, wurde langsam erwachsen.

***Die Politik drückte
ihr Wohlwollen in Form von
Staatsbeiträgen aus.
Und die konnte man brauchen.
Kultur kostet.***

Bald darauf folgte der zweite grosse Schub. Und wieder spielte dabei ein bekannter Geigenspieler die Hauptrolle: Ernst Reiter. 1839 kam er als Kapellmeister der Concertgesellschaft nach Basel. Und auch er begann sogleich damit, das Orchester weiter auszubauen. Dies galt zunächst vor allem für das Repertoire. Insbesondere zeitgenössische Komponisten wie Spohr, Mendelssohn und Schumann hatten nun einen festen Platz im Programm. Und wie bereits Tollmann verstand sich auch Reiter bestens darauf, zahlreiche berühmte Virtuosen und Dirigenten nach Basel zu locken. Darunter klingende Namen wie Clara Schumann, Hans von Bülow, Johannes Brahms



und Anton Rubinstein. Kein Zweifel: Basels Orchester hatte sich einen Platz in der Musikwelt gesichert.

Im weiteren Verlauf der Geschichte nahmen Professionalität, Grösse und Popularität der Concertgesellschaft weiter zu. Allerdings gab es auch Probleme und Reibereien, wobei es meist um Fragen der Finanzierung oder Diskussionen um die Trägerschaft ging. Diese wechselte denn auch mehrmals. Alles in allem konnte sich das Orchester jedoch stets halten. Mehr als das: Es festigte seinen Platz im Leben der Stadt und vermochte sein Ansehen weiter zu mehren – auch in der Politik. Das war wichtig. Denn schliesslich drückte diese ihr Wohlwollen unter anderem in Form von Staatsbeiträgen aus. Und die konnte man brauchen. Kultur kostet.

Die Geschichte des Sinfonieorchesters ist damit jedoch noch nicht zu Ende. Ein zentrales Ereignis fehlt nämlich noch. Im Jahr 1970 erreichten der Mäzen Paul Sacher und die Basler Regierung, dass das Zürcher Radio-Orchester Beromünster von der Limmat an den Rhein dislozierte. Dadurch, so die Absicht, sollte die Bedeutung Basels als Musik- und Kulturstadt gesteigert werden. Zwei Grossorchester in einer Stadt! Das blieb so – bis 1997. Dann beschloss man, sie zusammenzulegen. Der Grund: Basel musste sparen. Wieder einmal. Auch im Kulturbereich. Das Ergebnis der Fusion: das Sinfonieorchester Basel. Jenes Orchester also, das unter diesem Namen bis heute besteht.

«Bis der neu entstandene Klangkörper jedoch auch wirklich zusammenfand, brauchte es Zeit», erzählt mir Simone Staehelin bei einem Kaffee im Orchesterbüro. Als Leiterin der Abteilung Marketing kennt sie das Sinfonieorchester aus nächster Nähe. Eine Fusion dieser Art, fährt sie fort, sei eben kein kurzes Ereignis, sondern ein langer Prozess. Das werde oft vergessen. Mittlerweile sei man aber zu jenem harmonischen Ganzen geworden, auf das man in Basel zu Recht stolz sei. Und was Frau Staehelin erzählt, sind nicht etwa leere Phrasen eines PR-Profis. Tatsächlich belegen kürzlich durchgeführte Befragungen, dass das Orchester in der Stadt einen hervorragenden Ruf genießt. Trotzdem will ich mir selber ein Bild machen.

Auf dem Weg zum Münster mischt sich meine Vorfreude dann allerdings mit einer seltsamen Art von Nervosität. Ich bin mir Sinfoniekonzerte nicht gewohnt. Es sind Jahre her, seit ich in einem war. Im Stadtcasino notabene. Ich erinnere mich an elegant gekleidete Menschen, nummerierte Sitzplätze und feierlich gedämpftes Licht. Am besten aber erinnere ich mich an eine bedrückende Unsicherheit. Meine Unsicherheit. Verstärkt durch das Gefühl, ständig gegen Regeln zu verstossen, die allen bestens bekannt sind – allen ausser mir. Ich erinnere mich an eine mir völlig fremde «gehobene» Welt. Und genau darauf mache ich mich auch an diesem Abend gefasst. Ob ich will oder nicht.



***Ich beginne zu verstehen,
warum man ins Konzert geht.
Die Erklärung dafür
erscheint mir plötzlich
so simpel wie einleuchtend:
Es ist schön.***

Als ich dann jedoch den Eingang des Münsters erreiche und mich in die Schlange der Konzertbesucher einreihe, ahne ich bereits, dass es diesmal anders werden könnte. Ich bin ruhig. Da ist keine Spur mehr von meiner früheren Unsicherheit. Ich fühle mich pudelwohl. Der Grund: Ich komme mir nicht etwa wie ein geduldeter Gast inmitten eingeschworener Kulturkenner vor, sondern wie ein ganz normaler Konzertbesucher unter anderen ganz normalen Konzertbesuchern. Für Menschen, die öfters an solche Anlässe gehen, mag das komisch klingen – für mich jedoch ist es eine neue Erfahrung. Ich frage mich, ob die Leute diesmal vielleicht anders gekleidet sind. Ob möglicherweise die einschüchternde Eleganz unter den Wintermänteln verschwindet, die im sparsam geheizten Münster nicht abgelegt werden. Oder liegt es an mir? Schliesslich realisiere ich, dass es wohl mein Blick auf Sinfoniekonzerte und deren Publikum ist, der sich geändert hat. Anders als früher, gestehe ich den Konzertbesuchern ohne Vorbehalt zu, allein

aufgrund der Musik hier zu sein. Es geht nicht mehr um sehen und gesehen werden. Und genau darin fühle ich mich ihnen gleich.

Die Atmosphäre in der alten Bischofskirche ist beeindruckend. Die Bühne, die extra für diesen Anlass aufgestellt wurde, ist in ein rötliches Licht getaucht. Eine sakrale Stimmung. Dann setzt die Musik ein. Oder eher: das Glockenspiel. Es ist ein Stück von John Cage. Es passt gut an diesen Ort. Die Besucherinnen und Besucher wirken ruhig und entspannt. Einige schliessen die Augen. Man scheint voll und ganz bei der Sache zu sein. Bei der Musik. Ich erahne, mit welcher Intensität jeder einzelne Ton, ja, aufgesogen wird. Man sieht es den Gesichtern an. Es wirkt ansteckend.

So beginne auch ich mich auf die Musik zu konzentrieren. Ich folge dem Trompetenkonzert von Haydn und der Sinfonie von Bruckner. Und auch ich schliesse ab und zu die Augen. Mir gefällt was ich höre. Und mir gefällt die Stimmung. Wortlos umfasse ich die Hand meiner Begleiterin. Ich kann abschalten. Und ich beginne zu verstehen, warum man hier ist. Warum man hier sein will. Die Erklärung dafür erscheint mir plötzlich so simpel wie einleuchtend: Es ist schön.

Dann ist das Konzert fertig. Ich bleibe noch etwas sitzen. Es war ein seltsamer Abend. Ich erwartete das Fremde und stiess auf das Vertraute. Und dann war da noch diese Sache, die ich dabei über mich selbst lernte. Etwas, das ich so noch nicht wusste: Ich mag Sinfoniekonzerte. Ich mag sie wirklich.

Andreas Schuler

Quellen

Cimino, Paola: «Wie eine Stadt zu ihren Konzerten fand», *Neue Zürcher Zeitung* vom 15.3.2008.
Chronik des Sinfonieorchesters Basel, auf www.sinfonieorchesterbasel.ch (aufgerufen am 9.12.2016)
Gespräch mit Simone Staehelin, geführt am 8. Dezember 2016.